

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 6.

Berlin, Dienstag den 14. Januar

1845.

### Frankreich.

#### Ueber Pairie und Aristokratie.

Graf August Cieszkowski. — Ernst Moritz Arndt.

Die französische Revolution hat, bis auf die unglücklichen Nachzügler im äußersten Osten und Westen Europa's, ihr erstes Stadium so ziemlich durchlaufen; es öffnet sich das zweite, langwieriger und schwieriger, aber auch höher als jenes. Man könnte das erste Stadium das mechanische, das zweite das organische nennen. Wir erklären uns deutlicher. Jede Revolution ist die Explosion einer Spannung, welche dadurch entstand, daß das Land fortschritt, die Regierung aber mit den veraltenden Institutionen zurückblieb. Die augenblickliche Wirkung des Durchbruches wird natürlich in seiner unmittelbaren Nähe am stärksten seyn und die größte Masse des Bestehenden über den Haufen stürzen; aber die Erschütterung pflanzt sich weiter fort und bringt auch in entfernteren Kreisen dasjenige zum Falle, was, überreif geworden, nur des Anstoßes bedarf. Die Verwirrung kann auf die Länge nicht bestehen; man drängt vor, drängt rückwärts, verlangt, giebt nach, räumt die Trümmer aus dem Wege, baut auch wohl ein altes Stück, so gut es eben gehen will, wieder auf und verliert, sich für das nächste bringende Bedürfnis wieder wohlthätig einzurichten. Das ist ein vorwiegend mechanisches, der äußeren Nothwendigkeit folgendes Bestreben. — Endlich, wenn die Leidenschaft verbraucht, wenn der Staub der stürzenden Tempel und Häuser verfliegen, wenn der alte und neue Baustuhl hinweggeräumt und die neue Einrichtung leidlich hingestellt ist, kommt die prüfende Vernunft und untersucht die Zweckmäßigkeit und Festigkeit der neubegründeten Niederlassung. Es begreift sich, daß vor ihrem Richterstuhle gar Manches ungenügend befunden werden muß, was im Drange der Verhältnisse zur Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses eingerichtet wurde; es begreift sich aber eben so leicht, daß sowohl für das Ganze als für die einzelnen Theile nur dann eine Gewähr glücklichen Bestehens gegeben ist, wenn ihr Gesetz Alles bis in das Kleinste durchdringt und zusammenhält. Nun beginnt das schwere Geschäft, dasjenige, was meistens durch äußere Gewalt an und unter einander gewürfelt worden war und, als vorhanden, einen mehr oder minder günstigen Rechtstitel aufzuweisen hat, innerlich und äußerlich so zu gestalten und umzuwandeln, daß Jedes zur nothwendigen Ergänzung des Anderen und das Ganze zur organischen Einheit werde.

Von wem soll die neue, schlechtthin vernünftige Gestaltung der menschlichen Gesellschaft in staatlicher sowohl als in allgemein menschlicher Hinsicht ausgehen? Jede auf der Höhe der Zeit stehende Regierung sieht ein, daß ihre Kräfte allein dazu nicht hinreichen, und allmählig ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wahre Wohlfahrt Aller nur durch die Bestrebungen Aller möglich gemacht werden kann. Natürlich sind hier nicht die kommunistischen Versuche von Handwerker-Vereinen und andere ähnliche Erscheinungen gemeint, welche zwar als Zeichen der Zeit ihren guten Grund haben, aber in ihrer einseitigen Richtung sich selbst das Urtheil sprechen: wir meinen die täglich immer zahlreicher, immer dichter unter derselben Fahne sich schäarende Menge aller Gebildeten an Kopf und Herz, welche als die Träger der Vernunft des Jahrhunderts, mit Wort und That eingreifend, zunächst die Hauptgebrechen der Zeit scharf ins Auge fassen, ihre wahre Beschaffenheit und ihre Ursachen zu ergründen suchen und so mit vereinten Kräften die Heilung allgemeiner Schäden erstreben, welche der Einzelkraft, und wäre sie noch so mächtig, unmöglich ist.

Freiheit und Gleichheit ist der uralte christliche, durch die französische Revolution aufs neue proklamirte Grundlag der Menschenrechte und des Menschenwohles. Freiheit und Gleichheit sind aber leere Begriffe, welche in ihrer nackten Allgemeinheit niemals zur Erscheinung kommen können, weil die Abstufung alles unter die Sinne Fallenden ein Naturgesetz ist. Gegensätze also werden ewig bleiben, aber nicht Gegensätze, welche die menschliche Natur, die Vernunft beleidigen. Zwar über Sklaverei und Despotismus sind wir in den Staaten Europa's, welche der Hauch der neueren Zeit belebend durchwehte, hinaus; die Leibeigenschaft, die Hörigkeit ist vernichtet, der Adel als privilegierte Kaste ist nicht mehr wie sonst im ausschließlichen Besitze des Bodens und der Ämter; aber noch haben wir Proletarier, noch haben wir eine Aristokratie. Auf Jene, als den Alp der Gegenwart, als das Gespenst der Zukunft, sind die meisten Blicke gerichtet; auch wir haben ihrer schon oft gedacht und werden leider noch sehr oft auf sie zurückkommen müssen. Heute wollen wir einmal die andere Seite des Bildes beschauen und den Betrachtun-

gen zweier Schriftsteller über die Aristokratie, eines jüngeren und eines älteren wohlbekannteren, nachgehen.

Der erste Schriftsteller ist der Graf August Cieszkowski. Auf philosophischem Wege gelangt er durch die Erforschung des Allgemeinen zur Erkenntnis des Besonderen, und zwar handelt er im größeren Theile seines in französischer Sprache geschriebenen Buches \*) über die französische Pairs-Kammer, obwohl er Pole von Geburt und in Deutschland seine Studien gemacht hat. Der andere ist der alte Arndt, welcher ein kräftiges Wort abgegeben hat über die Rheinischen ritterbürtigen Autonomen \*\*) , d. h. über die dreißig Herren von der rheinländischen Ritterschaft, welche die landesväterliche Milde Friedrich Wilhelm's III. zu benutzen wußten, um durch die freie Verfügung über sämmtliches Erbtheil zu Gunsten eines Sohnes und durch die Gründung einer doppelt ausschließenden Ritter-Akademie sich wenigstens verfuhrweise in die guten alten Zeiten beschränkten Kastenthums zurückzuschieben. Vom besondern Falle ausgehend und hier und da zu allgemeinen Betrachtungen ausgreifend, gelangt Arndt in der Hauptsache zu demselben Resultate als Graf Cieszkowski, nur daß Letzterer einen Schritt weiter ging und die Stellung der Aristokratie, wie sie in der Zukunft sich gestalten muß, mit scharfen und festen Strichen ausführte. Wir folgen hier seiner systematischen Entwicklung und nehmen gelegentlich eine oder die andere Bemerkung des biederen Landmanns mit auf. Zwar ließen sich auch treffliche und reichhaltige Randglossen zum Texte des deutschen Büchleins schreiben, aber exempla sunt odiosa.

#### 1. A. v. Cieszkowski's Kritik der französischen Pairie.

Unter den Ursachen, welche gegenwärtig die organische Entwicklung des Lebens der Völker aufhalten, steht in erster Reihe der exklusive und partielle Geist, welcher mehr oder weniger überall, und besonders in Frankreich, die Sitten und die politischen Ideen beherrscht. In Beziehung auf die Sitten offenbart sich dieser Geist in dem beständigen Spiele der Privat-Interessen, in Beziehung auf die Ideen in der Herrschaft abstrakter, unvollständiger und widersprechender Theorien. Es ist Zeit, dieser Zerplitterung entgegenzuwirken und eine Wechselwirkung der Sitten und Ideen herzustellen. Das „Gehelassen" ist in Beziehung auf die Sitten nur ein Zugeständnis an die Trägheit; denn obgleich die Sitten ein selbstkräftiges Produkt des Lebens der Völker sind, und die Institutionen Folgen der Entwicklung dieses Lebens, so ist es doch eben so wahr, daß die Institutionen auf die Sitten zurückwirken. Das laissez faire und laissez passer ist in der Politik eben so unfruchtbar als in der Dekonomie. Die Zeit seiner Herrschaft ist vorüber. Das wahre Prinzip ist jetzt, die Entwicklung des Völkerlebens zu unterstützen, auf die Gesellschaft zu wirken, und zwar nicht durch Hemmnisse und Verbote, sondern durch positive und organische Institutionen; und diese Institutionen müssen durch die Entwicklung eben so positiver und organischer Ideen gefördert werden, als welche gegenwärtig ihre nothwendigen Vorläufer sind.

Frankreich ist gar zu lange die Beute ausschließender Theorien und abstrakter Prinzipien gewesen; deshalb sind nicht nur die positiven und organischen Ideen in ihrer Spannkraft gehindert, sondern auch die politischen Sitten des Volkes in ihrer Entwicklung aufgehalten worden. Es ist auch eine anerkannte Thatsache, daß es fast keine politische Sitten in Frankreich giebt, und die wenigen vorhandenen Keime derselben befinden sich noch im chaotischen Urzustande. Doch erkennt man bereits, daß diese oder jene, einheimische oder fremde Idee oder Institution schon Wurzel gefaßt hat; denn auch die fremden Pflanzen gewöhnen sich allmählig an den neuen Boden, indem sie ihre Natur theilweise verändern. Ein solches fremdes, jetzt aber als eingebürgert anzusehendes Gewächs ist die Repräsentativ-Verfassung.

Es fragt sich nun, ob diese in ihrem gegenwärtigen Zustande den Bedürfnissen und dem Charakter des Volkes entspricht. Zur Lösung dieser Frage muß man die theoretischen Prinzipien und die praktischen Resultate, d. h. die historisch vorhandenen Thatsachen, die Elemente und die Bedürfnisse der Nation untersuchen. Gegeben ist also: 1) das Zweikammer-System mit seinen Grundprinzipien und seinen logischen Folgen; 2) der Zustand des französischen Volkes, zugleich als ein gegenwärtiger und als ein durch die Vergangenheit erzeugter; gesucht wird: die den gegebenen Bedingungen entsprechende beste parlamentarische Organisation.

\*) De la Pairie et de l'Aristocratie moderne, par le Comte Auguste Cieszkowski, auteur du crédit et de la circulation etc. Paris, librairie d'Amyot, 1844, 164 Seiten 8.

\*\*) Die Rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1844, 89 Seiten 12.

Von einer parlamentarischen Reform reden seit langer Zeit alle Leute, doch erhebt man daraus eben nur, daß etwas gethan werden muß; denn statt die Frage vollständig zu untersuchen, begnügt man sich gewöhnlich mit einem Theile derselben; man beschäftigt sich nämlich nur mit der Deputirten-Kammer, und zwar wiederum vorzugsweise mit der Wahl-Ordnung. Woher kommt das? Verkennet man die Bedeutung der Pairs-Kammer, oder glaubt man, daß in Beziehung auf sie nichts mehr zu thun ist? Im ersten Fall sündigt man gegen die Logik des Zweikammer-Systems, im zweiten gegen die öffentliche Meinung, welche nicht von heute ist. Die erste Kammer fühlt selbst ihre wachsende Schwäche, und das Publikum betrachtet sie mit, so zu sagen, ironischer Indifferenz, obgleich die Pairs-Kammer fast alle Notabilitäten enthält, welche nicht schon von der zweiten Kammer vorweggenommen sind. Es wird gut seyn, die Sache einmal an diesem Ende anzugreifen, denn es brennt nicht gerade allemal dort, wo man glaubt läuten zu hören. Ist die Frage in Bezug auf die Reform der Pairs-Kammer noch nicht an der Tagesordnung, so ist ihre Untersuchung um so mehr zeitgemäß, denn im anderen Falle wäre es ja nicht mehr Zeit, zu untersuchen, sondern zu handeln.

Das Zweikammer-System schließt die notwendige Bedingung ein, daß beide Kammern reelle und positive Elemente repräsentiren, und daß sie, aus verschiedenen Quellen entspringend, auch auf wesentlich verschiedene und von einander unabhängige Prinzipien basirt seyen. Ohne diese Bedingung hätte man nur einen politischen Körper und neben demselben einen anderen gehaltenen Scheinkörper, oder man hätte nur eine in zwei Theile geschiedene Kammer, wodurch man natürlich nichts Anderes erreichte, als Hindernisse und Zeitverlust. Mitbin dürfen nicht beide Kammern auf das Prinzip der Wahl gegründet werden, außer wenn die Wahl eine gemeinsame Form für zwei wesentlich verschiedene Elemente ist, wie z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten, wo die eine Kammer das föderative oder allgemeine, die andere das provinzielle oder besondere Element repräsentirt. Aber die unabwieslichen Sonderinteressen der einzelnen Staaten Nord-Amerika's, welche der allgemeinen Repräsentation des Gesamtvolfes gegenüber durchaus einer eigenen Vertretung bedürfen, finden in Frankreich keine entsprechenden Zustände. Denn die etwaigen widerstrebenden Lokal-Interessen dieses oder jenes Departements fallen nicht unter diesen Gesichtspunkt und sind auch bereits in der Deputirten-Kammer nur allzusehr vertreten. Es bedarf im Gegentheil einer kräftigen Vertretung der allgemeinen Interessen des Landes durch eine tüchtige und dazu befähigte Körperschaft, durch die Pairs-Kammer, und solches um so mehr, als eben die Deputirten-Kammer, aus Mangel eines hinreichenden Gegengewichts, die Sonderinteressen faktisch zu sehr begünstigt. Ist nun die Wahl durch die Deputirten-Kammer vorweggenommen, für welche sie auch, dem angeedeuteten Charakter gemäß, am meisten geeignet ist, so ergibt sich von selbst, daß die Pairs-Kammer nicht auch durch Wahl entspringen kann. Selbst wenn man für die Pairs-Kammer eine andere Art der Wahl einführen wollte, als für die Deputirten-Kammer, so würde man die Sache nur verwickeln, also erschweren, aber keinesweges verbessern.

Eine zweite Bedingung des Repräsentativ-Systemes ist, daß beide Kammern sowohl von einander als von den übrigen Staatsgewalten durchaus unabhängig seyn müssen. Diese Bedingung verlangt also einen, nicht nur im Prinzip verschiedene, sondern auch faktisch und rechtlich unabhängigen Ursprung, eine unmittelbare und nicht abgeleitete Stellung, mit einem Worte eine Existenz an und für sich. Mit dieser Behauptung ist zugleich eine entschiedene Kritik über die in Frankreich bestehende Verfassung der Pairs-Kammer ausgesprochen. Denn so wie die Pairs-Kammer durch die Wahl ihre Unabhängigkeit zu Gunsten der Deputirten-Kammer verlieren und ein bloßer Anhang derselben werden würde, so wird sie durch die Ernennung der Krone ein Anhang der letzteren, ein bloßer Staatsrath, ja wohl gar eine bloße Kommission. In der That führt eine königliche oder ministerielle Kammer den großen Uebelstand mit sich, daß sie eine Repräsentanten-Kammer ist, die gar nichts oder nur die Verwaltung repräsentirt. Auch hier würden alle sogenannten Garantien gegen Willkür bei den Ernennungen nur den Gebrauch des Rechtes erschweren, den Mißbrauch aber keinesweges hemmen. Eine auf diese Weise entsprungene Kammer leidet an einem Grundfehler, der, wie groß auch die persönlichen Verdienste ihrer einzelnen Mitglieder seyn mögen, doch nothwendig ihren Mißkredit herbeiführen muß. Es geht ihr, wie in früheren Jahrhunderten der Münze. Wer möchte sie, und wäre sie vom reinsten Metall, für vollwichtig annehmen, so lange die Legirung der Willkür anheimgegeben ist? Man schäme nicht das Beispiel Englands vor, denn das würde eine sehr geringe Kenntniß des englischen Staatswesens verrathen. In England besitzt die Krone allerdings das unbeschränkte Recht, durch die Ernennung von Pairs auf die Majorität der Kammer einzuwirken, aber erstens ist die Erblichkeit Regel, die Ernennung Ausnahme, zweitens erlauben die politischen Sitten, die Achtung vor den bestehenden Institutionen und vor der öffentlichen Meinung die gleichzeitige Ernennung einer Menge von Pairs nicht, so daß die Ernennung von nur zwölfen unter der Königin Anna schon für einen Staatsstreich galt, während in Frankreich die erledigten Plätze gar nicht auf andere Weise ausgefüllt werden können und die Zahl der eingeschobenen zuweilen bis an hundert gestiegen ist. In Frankreich ist also der Mißbrauch des Rechtes noch legal, in England der Gebrauch schon illegal. Man halte deshalb auch eine also entstandene Pairs-Kammer keinesweges für eine sichere Stütze des Königthums. Welchen Halm kann sie diesem gewähren, da sie selbst von ihm gehalten wird! Die Krone würde im Gegentheil gewinnen, wenn sie die Pairs-Kammer unabhängig hinstellte. Warum kümmern sich Journale und Volk nicht um die Pairs-Kammer? doch nur deshalb, weil der gesunde Sinn des Volkes stets richtige Schlüsse aus den Prämissen zieht, die man ihm giebt.

Man nehme sich also mit den Prämissen in Acht! In Beziehung auf die Gesetzgebung giebt es in Frankreich gegenwärtig faktisch nur eine Kammer, denn die Pairs-Kammer registrirt nur noch. Aber wenn die Pairs-Kammer als gesetzgebende Gewalt durch die Deputirten-Kammer beschränkt ist, also wohl Gutes hindern, aber nicht Böses thun kann, so ist sie unbeschränkt als oberster Gerichtshof und hat in dieser Hinsicht die gefährliche Möglichkeit, sehr Böses zu thun, denn jedes Ministerium kann schlimme Zwecke durch Pairskreirung befördern, und welche Garantie gewährt ein Institut, welches ein Minister nach Wohlgefallen ändern kann? Wir abstrahiren durchaus von den Personen, denn es wäre thöricht, zu glauben, daß die Individuen jederzeit und in allen Fällen den Grundfehlern der Einrichtung selbst das Gleichgewicht halten könnten. Ausgezeichnete Geister können freilich die Fehler der Institutionen zeitweise vergüten oder doch vor dem Auge des großen Hausens verbergen, aber zuletzt unterliegen sie selbst der Last und fallen als Schlachtopfer einer verlorenen Sache. Sie können einem unheilbaren Uebel stets nur als Palliativmittel dienen. Daher kommt es denn auch, daß, während jede Körperschaft die Kräfte des einzelnen Mitgliedes erhebt, die französische Pairs-Kammer in ihrer gegenwärtigen Gestalt sie niederdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

## Leben und Briefe der Lespinasse.

(Schluß.)

Abgesehen von solchen Ausnahmen, konnte sich Mademoiselle de Lespinasse in Sachen des Geschmacks auf ihren Instinkt verlassen. Ich verstehe weder zu untersuchen, noch zu zerlegen, — sagt sie selber — aber das Schöne ergreift mein Herz, und dann seh' ich immer richtig. — Man weiß, in welchem Grade sie für Musik, die zaubervolle, göttliche Kunst, wie sie sie nannte, eingenommen war, und doch ward durch so lebhaftes Empfinden ein scharfes und sicheres Urtheil nicht ausgeschlossen. Bei Gelegenheit einer von Gretry's verfehlten großen Oper schreibt sie: Diese Musik ist allzu blaß; Freund Gretry sollte sich nur an das liebliche, anmuthige, geist- und gefühlvolle Genre halten, das für ihn paßt. Wenn man mit einer kleinen Statur Wohlgehalt vereint, so ist es gefährlich und lächerlich, auf Stelzen zu gehen; man fällt auf die Nase und die Vorübergehenden lachen.

Wenn die Lespinasse irgendwo behauptet, das Ueberwiegen der Gefühlsseite sey ein Zeichen von Mittelmäßigkeit, so widerspricht sie dem durch sich selber; Geist und Herz sind bei ihr gleich hell erglänzend, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Das Feuer, welches ihre Nerven durchzuckte, leuchtet auch aus ihren Briefen; es herrscht in ihnen ein ganz eigenthümlicher Charakter, ein Styl, keinem früheren Muster entnommen und wie er schwerlich von Späteren nachgeahmt werden dürfte. Die Briefe der Lespinasse sind gedankenreicher, lebendiger und mannigfaltiger, mehr aus dem Innern entquollen als die der Sévigné, sie vereinigen die Wärme und die Bewegung der lebendigen Rede, und es kann leicht von ihnen gelten, was darin über Voltaire gesagt wird: man ist ihm selber nahe, wenn man ihn liest. — Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die meisten dieser so beredsamen, scharfsinnigen, kraftvollen Briefe in Eile, um Mitternacht, mit fieberhaft bewegter Hand, mitunter während der heftigsten Schmerzen geschrieben sind. Der für alle Aeußerlichkeiten unerreichbare Kern, der magnetische Mittelpunkt blieb immer derselbe. Welch eine Menge von treffenden, geistreichen, richtig gefühlten Bemerkungen ließen sich aus diesen beiden Bänden ziehen! Hier nur einige davon. \*)

Wahres Vergnügen können wir nur in uns selber finden; was aus dem Herzen eines Anderen kommt, ohne das unsere zu treffen, mag wohl die Eigenliebe anregen, aber nicht einen Genuß verschaffen, wie Leidenschaft ihn gewährt.

Die meisten Frauen wollen nicht geliebt, nur vorgezogen seyn.

La Rochefoucault sagt von dem Leben am Hofe: es macht nicht glücklich und verhindert, daß man sich anderswo wohl befinde. Dasselbe läßt sich von dem Umgang mit geistreichen Männern behaupten.

Den literarischen Ruf begründet das Publikum, aber nicht das des Momentes, sondern der Jahre; jenes hat weder Geschmack noch Erkenntniß genug, um den Preis der Unsterblichkeit zu ertheilen.

Man sagt, das Unglück mache egoistisch, aber es macht auch schonend. Die Unglücklichen haben eine leichte Hand; sie fürchten, Andere zu verwunden, weil ihr eigener Schmerz sie unaufhörlich mahnt.

Willst du deinem Freunde dienen, so thu's nach seiner Manier, und sey sie noch so bizarr; das Zartgefühl erfordert diese Rücksicht auf das Persönliche.

Die Biographen und Panegyriker, von denen gewöhnlich Einer dem Anderen nachschreibt, haben bisher besonders die geselligen Talente der Lespinasse hervorgehoben, die Biegsamkeit ihres Geistes, die Anmuth ihrer Unterhaltung, ihren Takt, Jedermann zu einer gewissen Geltung zu verhelfen, ihre Kunst, ein Gespräch nach Gefallen zu leiten, und mit den Personen umzugehen, wie mit den Tasten eines Instruments, eine Harmonie aus ihnen herzustellen. Die Koryphäen ihres Salons, Grimm, LaHarpe, Marmontel und d'Alembert, haben uns alle diese Verdienste ausführlich geschildert, mit welcher Anmuth sie über Alles zu sprechen, mit welchem Talente sie einen Gedanken als Diskussionsstoff hinzuwerfen und selber von neuen Seiten zu beleuchten wußte, wie sie mit Leichtig-

\*) Deutsche Leser können noch mehr solcher Stellen, wollen sie nicht im Buche selber suchen, in Jean Paul's erwäunter Rezension finden, wo sie als „Farbenförmer zu ihrem Bilde“ dienen sollen.

keit eine wechselnde Unterhaltung hervorrief, gleich einer Fee, die mit dem Schlage ihres Zauberstäbchens die Scene verändert. Unserer Ansicht nach sind diese gepriesenen Fähigkeiten das Geringsste von dem, was an Fräulein von Espinasse zu rühmen war; sie hat ein Anrecht auf höheres Lob als das, was aus solchen Aeußerlichkeiten hervorgehen mag. Eher würden die auf eitle Kampfspiele verschwendeten Momente, die Anwendung vorzüglicher Gaben und Fähigkeiten zu so kleinlichen Zwecken, das Sichverlieren eines edlen Geistes in die Schwächen jener Zeit, die Manie der Coteries, ihr zum Vorwurfe gereichen, erschiene nicht dem aufmerksamen Beobachter dieses Gebahren eine Art schweigender Selbstopferung. Den Tod im Herzen, zwingt sie sich, an jenen Unterhaltungen und Spielen Theil zu nehmen, welche die Sitten ihr aufrängt; mit der steten Sehnsucht nach Einsamkeit, in welcher allein ihr Herz für Augenblicke auflebt, opfert sie jenen geselligen Pflichten den letzten Rest erschöpfter Kräfte.

Dem niemals wieder vermochte die Unglückliche sich von dem Schlage zu erholen, den die nicht ferner zu bezweifelnde Gleichgültigkeit Guibert's ihr verlegt hatte. Sie findet keinen Halt mehr in sich selbst, mitten unter fremder Umgebung entwürzen oft unaufhaltbare Thränen ihren Augen, mit jedem Augenblicke wird sie zur Verrätherin an dem Geheimniß ihres Lebens, trüben durchweinten Tagen folgen schlaflose Nächte. Und „wie lange stirbt die hohe Espinasse an ihrem Herzen! Und der Schutzengel ihres Lebens wird täglich dunkler und verfinstert sich zuletzt zum Todesengel! Gilbert aber, immer un-  
terweges lebend und auf dem Nusenberge und im Ruhmtempel und in weiblichen Boudoirs, nähte, als ihr Herz in lauter Wunden zuckte, bald mit seiner weichen Seide einige zu, bald schnitt er die Naht wieder auf. So verlebte sie sich zwischen Heilen und Ersterben.“

Die drei letzten Tage verbrachte sie in einem Zustand von so außerordentlicher Schwäche, daß ihren Freunden nichts mehr zu hoffen blieb. Ueber die Seele vermöge die Heilkunst nichts, sagte ihr Arzt. In der Nacht vor ihrem Tode hatte man sie durch Stärkungsmittel ein wenig zu sich gebracht, und da man sie aufrichtete, fragte sie, während Alles weinte: Leb' ich noch? Dies waren ihre letzten Worte. In einem sonderbaren Testamente, das sie hinterließ und mit dem Namen Julie von Albion unterzeichnet hatte, vermachte sie ihre bewegliche Habe an d'Alembert, allen treuen Freunden ihre Pfenne und dem Erzbischof von Toulouse die Sorge, ihre Schulden zu bezahlen.

War sie auch im Leben niemals als Schriftstellerin aufgetreten, so machte dennoch ihr Tod Aufsehen in der literarischen Welt, das freilich noch größer gewesen wäre, hätte man ahnen können, was für Ansprüche darauf in ihrem Pulte verborgen lagen. Außer den bereits besprochenen Briefen, welche sich unter ihren Papieren fanden — im Laufe der Korrespondenz mit Guibert bittet sie ihn mehrere Male um die Rücksendung bald einzelner Blätter bald aller — hinterließ sie auch einige andere, ebenfalls lange unbekannt gebliebene Aufsätze: Schilderung des Marquis von Mora, Verteidigung einer armen, von ihren Freunden gequälten Person und zwei Kapitel in Sterne's Manier, welche sämmtlich zur Erhöhung des Begriffes dienen konnten, den man von ihrem Geiste und ihren Talenten sich gemacht hatte.

In der Verteidigung sucht sie das an sich zu entschuldigen, was ihre Freunde Uebertreibung, Schwärmerei, oft auch Ungereimtheit nannten. Ihre Urtheile, behauptet sie, seyen stets frei von aller Rücksicht gewesen, man möge sie immerhin thöricht und absurd nennen, wenigstens läge ihnen weder Schmeichelei noch Bosheit zum Grunde. Sie habe niemals gern Talente mit einander verglichen, Klaffhützen mögen, sondern vorgezogen, jegliche Wirkung der Kunst zu bewundern, je nachdem sie eben eine momentane Empfindung angesprochen, daher habe sie scheinbar entgegengesetzte Dinge mit gleicher Wahrheit loben können, was sie als offenbaren Gewinn für sich selber betrachte. Sie hielt mit Diderot dafür, daß es nicht gut sey, allzu viel Geist haben, daß die Kritik schweigen soll, wo das Vergnügen spricht, mit Einem Worte, daß es besser sey, weniger untersuchen und mehr genießen. Sie mag gern für Etwas eingenommen seyn, wenn es nur nichts Halbes, nichts Unbestimmtes, nichts Beschränktes ist. „Und so kann ich — fährt sie in ihrer Apologie fort — in jedem Genre das scheinbar Entgegengesetzte lieben; in der That ist es nur für die Leute entgegengesetzt, die immer urtheilen wollen und unglücklicherweise niemals fühlen. Freilich hat sie die Natur für diesen Mangel auf einer anderen Seite schadlos gehalten: sie sind von ihrem Verstande, ihrer Mäßigung, der Konsequenz ihrer Ansichten so recht innig befriedigt! Ihr Geist ist feif, das nennen sie gerade; sie haben eine Seele von Blei, bei ihnen heißt das eine ruhige.“

Die Nachträge zu Sterne's empfindsamer Reise, wozu die selbst mit reicher Empfindung Begabte so zart als geschmackvoll das Lob ihrer Wohlthäterin und Freundin, Madame Geoffrin, verwebt hat, hätten sich, wären sie englisch geschrieben gewesen, den Preis verdienen können, welchen ein reicher Bewunderer und Landsmann Sterne's auf die Mittheilung auch nur eines ungedruckten Blättchens von diesem Autor gesetzt hatte, — so täuschend war des britischen Humoristen Manier darin nachgeahmt.

Das unglückliche Schicksal der Espinasse starb nicht mit ihr, die Verleumdung hat sich darin gefallen, sie auch nach ihrem Tode zu verfolgen. Nur wenige Freunde, an deren Spitze der treue d'Alembert, haben ihren Verlust aufrichtig bedauert und sich in überschwengliche Lobeserhebungen ergossen; aber die große Menge hat die Gelegenheit zu boshaften Auslegungen, wie sie jeder leidenschaftliche Charakter, besonders ein weiblicher, leicht an die Hand giebt, nicht unbenutzt lassen können. Vor Allen haben zwei Schriftstellerinnen, die schon genannte Frau von Genlis und die Herzogin von Abrantes, sich in diesem grausamen Verfolgungsgeifer ausgezeichnet und die Partie der Dufessant

gegen das unglückliche Mädchen genommen. Der Charakter jenes herzlosen Weibes geht schon aus der Art und Weise hervor, wie sie von dem Tode ihrer vormaligen Freundin spricht. „Fräulein von Espinasse — schreibt sie an Walpole — ist diesen Morgen (22. Mai 1776) um zwei Uhr gestorben. Früher wäre das für mich ein Ereigniß gewesen, jetzt ist es weniger als nichts. Es giebt der Leidtragenden genug, die sich bereifern, die Berühmtheit dieser Person bis in die Wolken zu erheben; in meiner Nähe jedoch ist von ihr und ihren Anhängern keine Spur geblieben, ich werde nichts mehr von ihnen hören, und bald werden sie überall vergessen seyn.“ — Man hört hier den alten eingewurzelten Haß heraus, für den selbst der Tod keine Genugthuung war. Die Verfasserin der Briefe an Guibert verdient mildere Beurtheiler. Wir wollen ihren Lebenslauf nicht als ein nachahmenswerthes Muster aufstellen, aber wenn man die größere Anzahl von Leidenschaften in Betracht zieht, die Anderen unheilvoll werden, so wird man nicht ohne Theilnahme von derjenigen scheiden, deren Blut nur sich selber verzehrt hat. 3bnr.

## England.

### Die Insel Man und Doktor Bowring.

Die Insel Man liegt im Irischen Meere, gleich entfernt (20 Meilen) von Irland, Schottland und England auf der Linie der Paketböte zwischen Liverpool, Dublin und Glasgow, also im Herzen des britischen Reichs. Sie müßte daher von Rechts wegen derjenige Punkt der Monarchie seyn, von dem aus der Souverain seine Befehle und Gesetze in das Land versendete. Aber die geographischen Verhältnisse sind nicht immer maßgebend für die politischen. Die Insel, anstatt ein Vereinigungspunkt der Civilisation dreier, zu einem Scepter gehörenden Völker zu seyn, ist völlig isolirt geblieben und liefert das einzige und letzte Beispiel der Feudalherrschaft in Großbritannien.

Sie stand ursprünglich unter der Lehnsheerheit der Grafen von Derby und ging von diesen auf die Herzoge von Athol über. Als einer der Letzteren im Jahre 1765 Mitglied des Kabinetts war, verkaufte er der Krone das Souverainitätsrecht für eine halbe Million Pfund. Indes behielten die Einwohner ihre Gesetze wie ihre Sitten und standen zur englischen Regierung in keinem engeren Verhältnisse, als dem einer Kolonie zu ihrem Mutterstaate. Man ließ ihnen, was man den Irländern nahm, das Recht, sich selbst zu regieren und keine andere Abgaben zu bezahlen, als die zur Deckung der Lokal-Bedürfnisse nöthig waren. Diese rein municipale Regierung führte, da sie nicht unter der Kontrolle einer höheren Macht stand, bald zu den ärgsten Mißbräuchen. Um hiervon einen Begriff zu geben, wollen wir in Kürze den Stand der Dinge auf der Insel schildern, wie er im Anfange des Jahres 1844 vorgefunden wurde.

Die Insel Man ist dreißig Meilen lang, zwölf Meilen breit und wird von funfzigtausend Menschen bewohnt. Diese Bevölkerung ist durch das Land zerstreut; die größte Stadt, Douglas, hat kaum achtausend Einwohner. Die Insulaner, Manxmen, treiben vorzugsweise Ackerbau; der Grundbesitz ist sehr zerstückelt, und die Eigenthümer des Bodens bebauen ihn gewöhnlich selbst. Früher beschäftigte der Häringfang viele Menschen; indes ist dieser Erwerbszweig jetzt in Verfall gerathen, und zwar zum Vortheil der Insel, die durch fleißigeren Landbau reicher geworden ist. Ebenfalls bedeutend ist die Küstenschiffahrt, denn im Jahre 1830 gab es daselbst zweihundertzweiundzwanzig Schiffe mit dreizehnhundert Matrosen. Zu den Erzeugnissen des Bodens gehören ferner Blei, Schiefer und Kalk. Von Fabriken dagegen ist keine Rede.

Die Sitten sind, gemäß dem engen und an dem Boden haftenden Kreise der Beschäftigungen, einfach und am Herkömmlichen haltend. Das niedere Volk spricht einen celtischen Dialekt, der dem Irländischen ähnlich ist, vor Gericht aber und unter den Gebildeten ist die englische Sprache gebräuchlich. Früher hatte die Insel auch ihre eigene Münze; doch ist dieselbe jetzt nicht mehr in Umlauf. Nur die Regierungsform hat sich unter den Ueberresten früherer Jahrhunderte fast unverändert erhalten. Die Insel ist im britischen Unterhause nicht vertreten, steht nicht unter den englischen Gesetzen, sondern hat ihren eigenen Kodex und ihr Parlament. Die legislative und richterliche Gewalt liegt in den Händen der sogenannten Schlüsselkammer (house of keys), die früher durch Wahlen ernannt wurde, jetzt aber fast erblich ist und aus vierundzwanzig Mitgliedern besteht. Diese wählen seit mehreren Jahren die Nachfolger ihrer verstorbenen Kollegen selbst. Zwei Landvögte (Dempsters), deren Würde von uralten Zeiten her besteht, entscheiden in Civil- und Kriminal-Prozessen. Nur der Gouverneur der Insel ist vom König ernannt und hat einen von ihm selbst gewählten Rath aus vier bis sechs Männern zur Seite, dennoch ist sein Einfluß, da die Majorität in der Kammer allmächtig ist und nie wechselt, bei weitem nicht so bedeutend als z. B. derjenige der Gouverneure von Jamaika oder Kanada.

Das Parlament der Insel oder, wie man dort sagt, der Linnwald-Hof, besteht also aus der Schlüsselkammer, den beiden Landvögten, dem Gouverneur und seinem Rathe und hält im Sommer jedes Jahres eine feierliche Sitzung auf dem Berge Linnwald bei der Stadt Peel. Dort publizirt man die Gesetze, die im Laufe der Session abgefaßt wurden und die erst dann Gültigkeit haben, wenn sie dem versammelten Volke öffentlich vorgelesen worden sind. Man sieht, die Souverainetät, die früher in den Händen des Volkes war, ist das Eigenthum einer kleinen Anzahl von Familien geworden und die Demokratie in eine Oligarchie übergegangen. Der Druck, den die Schlüsselkammer ausübte, betraf im Jahre 1844 weniger die Freiheit als den Besitz der Einwohner. Besonders brutete man die Zollerschuldigkeit aus und belästete vorzugsweise

die Armen. Um zu verhindern, daß die Insel Man eine Niederlage für Schleichhandel würde, legte die englische Regierung eine Abgabe auf die Einfuhr fremder Waaren, die, wenn sie auch die Höhe des englischen Tarifs nicht erreichte, dennoch hoch genannt werden konnte. Um die Last dieser Auflage zu erleichtern, gestattete die Regierung, daß, auf Vorschlag der Ortsbehörden, Erlaubnißscheine auf zollfreie Einfuhr gewisser Quantitäten Wein, Spiritus, Thee, Tabak, Kaffee und Zucker ausgestellt würden. Die Mitglieder der Kammer nahmen diese Scheine ausschließlich für ihre Freunde und Klienten, d. h. für die reichen Familien, in Anspruch, während die Armen leer ausgingen und nun ihre Bedürfnisse doppelt so theuer bezahlen mußten, als die Reichen. Wenn also ein Grundbesitzer seinem Pächter einen solchen Freibrief verschaffte, so gewann er das Zweifache seines rechtmäßigen Einkommens. Zu diesen Mißbräuchen gesellten sich noch andere weniger wichtige. So war z. B. das Tonnengeld in dem einzigen sicheren Hafen der Insel so hoch angelegt, daß die Schiffer lieber an der Küste ausluden und sich dem Schiffsbruche aussetzten, als diese Auflage bezahlten.

Diese Ungerechtigkeiten hätten noch lange fortbestehen können, wenn man hätte warten wollen, bis die englische Regierung aus eigenem Antrieb davon Kenntniß nahm. Die Centralisation ist in England nicht der Art, daß ein Minister immer wissen könnte, was in den entfernten Theilen des Reiches vorgeht. Wenn das Parlament oder die Minister sich über eine Thatsache unterrichten wollen, so ernennen sie eine Untersuchungs-Kommission. Sonst sind die Unterthanen von den einzelnen Begebenheiten im Reiche, die sie angehen, besser unterrichtet, als die Regierung. Im Jahre 1838 erfuhr Lord John Russell, als Minister des Innern, den Aufstand der Bauern in der Grafschaft Kent eben so, wie das Publikum, durch die Times. Sir Robert Peel hätte nie die Mißbräuche gekannt, unter denen die Bewohner der Insel Man schmachten, wenn nicht diese selbst auf die Idee gekommen wären, sie öffentlich zu denunzieren. Da die Insulaner von Amts wegen keinen Vertreter im Parlamente hatten, wendeten sie sich zuerst an einen Mann, der noch keinem Unglücklichen seine Hälfte verlagert hat; sie pochten an die Thür des Doktor Bowring. Derselbe schloß ganz richtig, daß die Minister, die kein Interesse bei dem Fortbestehen des jetzigen Verwaltungssystems auf der Insel hatten, ohne Schwierigkeit dasselbe ändern würden, und wandte sich direkt an Sir Robert Peel. Nach wenigen Konferenzen war die Gerechtigkeit der Klagen anerkannt und die Abstellung der Mißbräuche beschlossen. In der Parlamentssession von 1844 hob man die Freibriefe auf und setzte die Zölle bedeutend herunter, so daß von da ab jedes Privilegium aufhörte.

Nach diesem so raschen und entschiedenen Erfolge von Doktor Bowring's uneigennütigen Bemühungen mußten ihm die Bewohner der Insel Man einen glänzenden Beweis ihrer Dankbarkeit geben, und ungefähr um dieselbe Zeit, als der König der Franzosen mit Begeisterung in Portsmouth empfangen wurde, war der Doktor Bowring auf Man Gegenstand einer Ovation, an welcher das ganze Volk theilnahm. Die Einwohner hatten ein Dampfgeschiff nach Liverpool geschickt, das ihren Verteidiger und seine Frau aufnehmen sollte. Als sie im Hafen von Douglas ankamen, zogen alle Schiffe die Flaggen auf, über den vornehmsten Gebäuden flatterten Fahnen mit bezüglichen Devisen, von Minute zu Minute wurde eine Kanone gelöst, die Damen wehten mit weißen Tüchern aus den Fenstern, und zehntausend Menschen, die am Hafen und in den Straßen versammelt waren, bezeugten dem Gefeierten lärmend ihre Dankbarkeit. Als er den Fuß auf den Boden der Insel setzte, wurde der friedliche Doktor mit der Hymne: „Sehet, der siegende Held kommt“, die man in England nur vor dem Herzog von Wellington spielt, begrüßt. Er mußte in einen vierspännigen Wagen steigen und wurde von verschiedenen Corporationen in Prozession durch die Stadt geführt. Der Weg war mit Triumphbögen geschmückt, in denen die National-Embleme, Rose, Distel und Fels, durch Gas erhellte, prangten. Darüber standen die Worte: Dem Doktor Bowring, dem Freunde der Bewohner von Man! Seyd willkommen auf Man! Auf umliegenden Höhen brannten Freudenfeuer. Auch politische Demonstrationen mischten sich in diese Aftungsbezeugungen. Man hatte über dem Hafen ein Bild aufgehängt, auf welchem zwölf Schlüssel an einer Kette hängend dargestellt waren, und das Volk entlud seinen Zorn, als es an diesem verabscheuten Symbol vorüberzog. Eine ganze Woche hindurch wurde der Doktor im Triumphzuge von Stadt zu Stadt geführt, selbst auf den Berg Lynwald. Wir übergehen die Dinere, die Reden und Toaste, die in England ein integrierender Theil der Gastfreundschaft sind. Nur das erwähnen wir noch, daß den Empfangsfeierlichkeiten selbst der Jubel der Frauen aus dem Volke nicht fehlte. Die Sitten verschiedener Jahrhunderte bizarr vereinigt, kamen sie mit der Theekanne in der Hand, tanzten die Polka und riefen auf dem Wege des Doktors: „Gott segne Deinen schönen Leib!“

Der Gefeierte ist jetzt in seine Heimat zurückgekehrt, aber der Impuls, den er gegeben hat, wird nicht so rasch verschwinden. Nach der Finanzreform soll die politische eingeleitet werden. Die Bewohner der Insel verlangen, wenn auch nicht die Aufhebung ihrer Einrichtungen, so doch eine ernstliche Aenderung in denselben. Die Bürger von Douglas haben sich vereinigt und ein Manifest abgefaßt, in welchem sie ihre Klagen und gerechten Forderungen auseinandersetzen. Zugleich beschloß man eine Adresse an die Königin, die der Doktor Bowring übergeben will. Die armen Leute müssen gehört werden; sie sind England näher, als es Kanada ist, haben sich nicht empört und dürfen nicht mit weniger Günst behandelt werden. — In Frankreich wie in England geschieht es häufig, daß Deputirte, um sich die Stimmen ihrer Wähler zu er-

halten, die Interessen derselben mit der größten Begeisterung verteidigen; daß sich aber ein Mann zum Vertreter einer Bevölkerung macht, von der er keinen Vortheil zu erwarten hat und die ihm völlig fremd steht, ist ein so seltenes und der Nachahmung zu empfehlendes Schauspiel, daß wir uns hiermit entschuldigen dürfen, wenn wir von der im Grunde unwichtigen Insel Man zu lange gesprochen haben.

### Mannigfaltiges.

— Reise nach dem Freischütz-Land. Voyage au pays du Freyschütz ist die Ueberschrift eines Artikels, in welchem Herr Henri Blaze in der Revue des deux Mondes einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz beschreibt. Wir meinen, es sey die deutsche Oper, die der Uebersetzer von Goethe's Faust, der von seinem Vater die musikalische Kritik in den französischen Journalen als eine Erbschaft übernommen, in Deutschland aufgesucht habe; doch von der deutschen Oper ist in dem ganzen Artikel nicht die Rede, und vom Freischütz auch nur insofern, als die „Wolfschlucht“, die der französische Tourist das Glück hat, an der sächsisch-böhmischen Gränze zu entdecken, ihm Gelegenheit giebt, Apel's Erzählung zu recapituliren und daran einige Betrachtungen über die Macht des Ideals zu knüpfen. Man könne sich, meint er, dem künstlerischen Eindruck gewisser durch den menschlichen Geist geweihten Orte unmöglich entziehen, und so unendlich groß auch die umgebende Natur sey, werde sie doch beim ersten Anblick stets die Erinnerung an das künstlerische Ideal, das einmal der Dichter oder der Musiker daran geknüpft. In Palermo, der byzantinisch-spanischen Stadt mit ihrer phantastischen Umgebung, könne ein französischer Tourist beim Grabe der heiligen Rosalie eben an nichts Anderes als an Robert den Teufel, an die italienische Gefühlsweichheit und die deutschen Schauer der Meyerbeer'schen Musik denken. Und so habe denn auch die Wolfschlucht, „dieses unvergängliche Heiligthum der romantischen Muse des Nordens, dieser durch den Genius Weber's unsterblich gemachte Ort“, ihm die berühmte Scene des Freischütz mit allen ihren Schrecken plötzlich wieder wach gerufen. „Alles spricht hier zu Euch von ihm und seinem Werke; die Vergnügung führt Euch mit ihrem Walddesbust die Töne des Weber'schen Jagdhorns vor das Ohr; der Dampfisch, der dort aus dem Dichtort flürzt, er trägt noch die blutige Spur der Freikugel, und jene Eule, die hier so gravitätisch nachdenklich sitzt, war die Zeugin von Kaspar's Teufelsbeschwörungen, wie der Silberbach, der an Eurer Seite von Stein zu Stein plätschert, dasselbe Mondlicht wieder spiegelt, welches der lieblichen Agathe geleuchtet. Agathe, Max, Kaspar, Samiel und die wilde Jagd, sie allein bevölkern die düstere Einsamkeit dieser Berge; Niemand kann hier einen Schritt thun, ohne ihnen zu begegnen, und besser als in irgend einem Opernhause der Welt hören wir hier jene mächtigen und ergreifenden Töne, deren Eindruck durch das Walddesbust und die phantastischen Felsengestalten noch erhöht wird.“ — Wir könnten versucht seyn, zu glauben, daß wir einen Zögling der romantischen Schule unserer Dief und Novalis vor uns haben, so nebelt und schwebelt es in dem Blaze'schen Aufsatz von Walddesbust und Jagdhornklängen. Ja, die gegenseitigen Verührungen eines dreißigjährigen Friedens haben doch viel bewirkt: die Romantik der Deutschen wird immer politischer und die Praktik der Franzosen immer romantischer! Kommt da ein junger französischer Revolutionair ausdrücklich von Paris angereist, um sich den Kußstall, die Basti und die Wolfschlucht anzusehen, während er kein Wort von der Kommunalgarde in Dresden und von dem Literaten-Verein in Leipzig sagt! Von den literarischen Notabilitäten Sachsens sucht er bloß den abwesenden Dief auf, von dessen Vorlesungen er, ohne sie gehört zu haben, nach den Berichten des Dr. Carus, „der zugleich Arzt, Dichter, Zeichner, Kritiker und eine der originellsten Physiognomien des gelehrten und literarischen Deutschlands ist“, voll Entzücken spricht. Der Nachhall dieser Vorlesungen ist, wie er sagt, bis nach Paris gedrungen, wo die edle Antigone des Sophokles die Bühne beschritten, nachdem ihr Dief durch seine geistig belebenden Vorlesungen in Dresden und Berlin Leben und Gestalt wieder verliehen habe. Aber — fügt er hinzu — „schon in Dresden hat ihm etwas gefehlt: das blaue Blümchen der Romantik, ach! das der Strom dieser Alles überfluthenden Zeit vielleicht mit fortgeschwemmt hat. Sollte er es in Berlin wiedergefunden haben? Ich bezweifle es; dort denkt selbst Bettina nicht mehr daran, sie, die von Sozialismus und humanitären Fragen ganz erfüllt ist. Die Lebensgefährtin Achim von Arnim's, auf die etwas von dem romantischen Hauche des großen Dichters übergegangen war, hätte allerdings einen Ruhm darin suchen sollen, das überkommene Erbe zu wahren; aber Niemand entgeht seinem Schicksal, und das Kind war mehr als irgend Jemand dem wunderlichen Wirbel des Jahrhunderts ausgelegt. Nicht etwa, daß die Romantik der früheren Zeit in Bettina ganz und gar verloren gegangen sey; dann und wann erhebt sie vielmehr das Haupt, um neu zu erblühen. Man war davon angenehm überrascht, als man ihre ungewohnte Spur wieder in der „Günderode“ fand, und abermals erblickten wir sie in dem Gefühl des schwelgerischen Enthusiasmus, mit welchem sie den Blüthenkranz um Clemens Brentano's Haupt aus Blättern seiner und ihrer Briefe wand. Aber still nur, still, dort kommen die schweren Bücher an: dieses hier gehört dem Könige, und jenes dort ist ein „Portfolio des Armen“, und auf solche Weise macht man sich ein Vergnügen daraus, die reizendsten Geschenke des Geistes und des Herzens zu verschmähen und zu tödten.“